

Joachim Scharloth

## **Adelung und seine Gegner**

### **Zur Bedeutung geschichtsphilosophischer Kategorien für die Sprachkunde der Spätaufklärung**

#### **1. Denkfiguren fundierenden Erinnerns**

Die Rezeption Adelungs vollzieht sich seit einigen Jahren mehr in der Denkfigur fundierenden Erinnerns als in der einer kritischen Rekonstruktion. Bedeutendster Repräsentant der Inanspruchnahme Adelungs für gegenwärtige linguistische Zwecke ist Peter v. Polenz, der erklärt: „Adelung steht [...] am Beginn einer Entwicklungslinie der Sprachgeschichtsschreibung, die in unserer postnationalistischen Zeit wirksamer geworden ist als im nationalromantischen 19. Jahrhundert.“ (Polenz 2002, S. 1). Adelungs Herleitung der Sprachgeschichte aus der Gesellschafts- und Kulturgeschichte sei zum Programm der gegenwärtigen Sprachgeschichte im Zeichen der Soziopragmatik geworden, die die ideologisch aufgeladene und atomistische Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts hinter sich gelassen hat.<sup>1</sup> Der Rückgriff auf Adelung, seine Stilisierung zum Ursprung einer Traditionslinie bei gleichzeitiger Distanzierung von den sprachgeschichtlichen Ansätzen des 19. Jahrhunderts ist typisch für wissenschaftshistorische Schwellensituationen, in denen nicht nur neue Denkstile entwickelt, sondern auch neue Zugriffe auf die Traditionen des eigenen Faches generiert werden, um die gegenwärtige Entwicklung zu legitimieren. Ein Band zum 200. Todestag Adelungs ist der geeignete Ort, solche Bezugnahmen und Traditionskonstruktionen kritisch zu untersuchen.

In diesem Aufsatz verfolge ich drei aufeinander aufbauende Ziele:

- 1) Die Sprachnormendebatte der 1770er Jahre zwischen Adelung und den süddeutschen Sprachkundlern als den in der Adelung-Zeit (1766-1785) zentralen Kristallisationspunkt unterschiedlicher Auffassungen zur Sprache und damit auch zur Frage des „Hochdeutschen“ zu charakterisieren.

---

<sup>1</sup> Auch Stefan Sonderegger hält Adelungs 1781 erschienene Schrift „Über die Geschichte der deutschen Sprache, über deutsche Mundarten und deutsche Sprachlehre“ für die „erste Sprachgeschichte im eigentlichen Sinn“ (Sonderegger 1998, S. 418). Und Hans Ulrich Schmid (2006) lässt sogar die moderne Sprachwissenschaft mit Adelung beginnen.

- 2) Anhand dieser Sprachnormendebatte der 1770er Jahre die zentrale Bedeutung geschichtsphilosophischer Kategorien für das Sprachdenken der spätaufklärerischen Sprachkunde zu verdeutlichen.
- 3) Die Differenz des aufklärerischen Sprachdenkens zum Denkstil der heutigen Sprachwissenschaft deutlich zu machen und von dort aus die Frage zu diskutieren, ob sich Adelung als Bezugspunkt einer gegenwärtigen Linguistik eignet.

## 2. Das Schisma der spätaufklärerischen Sprachkunde

Der erste Band des „Versuchs eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart“ (1774) enthält das Schisma der aufklärerischen Sprachkunde der 1770er Jahre. Durch Zufall oder verlegerisches Kalkül kam es dazu, dass einer der erbittertsten Gegner der obersächsischen Sprachkundler in einem ihrer bedeutendsten Werke seine Stimme erheben durfte. Die Göttinger „Königliche Gesellschaft der Wissenschaften“ hatte 1769 die Aufgabe gestellt, „den Ursprung, die Ausbreitung und jetzigen Grenzen der beyden noch herrschenden Hauptdialecte der deutschen Sprache, ihren wesentlichen Charakter und ihr Verhältniß zu den nordischen Sprachen und der alten *gothischen* zu bestimmen“ (Adelung 1774, S. VI). Dem schwäbischen Sprachkundler Friedrich Karl Fulda, Pastor in Mühlhausen, wurde 1771 der Preis für seine Abhandlung „Über die beiden Hauptdialecte der Teutschen Sprache“ zuerkannt, die dann erstmals 1773 publiziert wurde. Nicht etwa dem Willen Adelungs ist es zu verdanken, sondern einer Entscheidung seines Verlegers Breitkopf, dass Fuldas Preisschrift dem ersten Band des Wörterbuchs vorangestellt wurde. Eine nicht sehr vorteilhafte Entscheidung für Fulda, denn Breitkopf weigerte sich offenbar, Fuldas Preisschrift noch gesondert, also außerhalb von Adelungs Wörterbuch zu publizieren. Adelung selbst räumte in seiner Vorrede ein, die Preisschrift vor der Drucklegung seines Wörterbuchs nicht einmal gekannt zu haben, doch findet er – offenbar nach erfolgter Lektüre – sehr lobende Worte:

Die Schrift dieses gelehrten Mannes ist voll des mühsamsten Scharfsinnes. Sie dringt sehr tief in den ursprünglichen Bau nicht bloß der deutschen, sondern fast aller Sprachen des nördlichen Europa ein und löset sie in ihre ersten Bestandtheile auf, daher man es den Herren Verlegern Dank wissen wird, daß sie solche diesem Wörterbuche mit beygefüget haben. Ungeachtet ich diese Schrift nicht eher zu Gesicht bekommen, als bis der erste Theil dieses Wörterbuches bereits abgedrucket war, so freuet es mich doch, daß ich in Ansehung der Etymologie der Wörter, den Hrn. Verfasser beynahe immer auf einem Wege mit mir angetroffen habe. (Adelung 1774, S. VI)

Dieses Urteil scheint Adelung aber innerhalb der folgenden Jahre revidiert zu haben. Denn in der zweiten Auflage seines Wörterbuchs sucht man Fuldas Preisschrift vergeblich. Dies erklärt der Leipziger Sprachkundler wie folgt: „Die der ersten Ausgabe vorgesetzte Preisschrift des nunmehr verstorbenen Prediger Fulda ist bey der gegenwärtigen weggelassen worden, [...] weil die darin durchgeführten etymologischen Grundsätze von den meinigen ganz verschieden sind, und daher zu diesem Werke nicht passen [...].“ (Adelung 1793, S. II). Es sind also Fuldas Überlegungen zur Etymologie, die Adelung zunächst ein besonderes Lob wert sind, später aber als Grund für die Entfernung der Preisschrift aus dem Wörterbuch herhalten müssen. Was war geschehen?

Noch im Jahr des Erscheinens des ersten Wörterbuchbandes entspann sich eine publizistische Fehde zwischen Adelung und Gottlieb David Hartmann, einem glühenden Verteidiger der sprachkundlichen Überlegungen Fuldas, in deren Rahmen die tiefe Kluft zwischen beiden Lagern in den Bereichen Sprachgeschichte und Sprachtheorie deutlich sichtbar wurde.<sup>2</sup> Auch in den folgenden Jahren wurden von Seiten der süddeutschen Sprachkundler Beiträge zur Hochdeutschfrage verfasst, die an Umfang und Schärfe bei Weitem die Einlassungen der späteren Gegenspieler des Leipziger Sprachkunders übertreffen. Anders als Helmut Henne, der den „Sprachenstreit“ erst mit der Fehde zwischen Adelung, Wieland, Biester und Rüdiger in den 1780er Jahren beginnen lässt,<sup>3</sup> halte ich die Debatte um die Norm des Hochdeutschen zwischen Adelung und den schwäbischen Sprachkndlern Friedrich Karl Fulda, Johannes Nast und Gottlieb David Hartmann daher für den zentralen Kristallisationspunkt kontroverser Auffassungen von Sprache in der Adelungzeit. Im folgenden Abschnitt werde ich zudem zeigen, dass sowohl die sprachkundliche, als auch die publizistische Basis der Angriffe auf das Sprachnormenkonzept Adelungs weitaus breiter als in den 1780er Jahren war.

---

<sup>2</sup> Zu dieser bislang von der Sprachwissenschaftsgeschichte übersehenen Kontroverse vgl. Scharloth (2005c, S. 263-268).

<sup>3</sup> Vgl. Henne (1968, S. 115ff.). Auch v. Polenz bezeichnet Wieland als den „schärfsten Gegner“ Adelungs und erwähnt Fulda und Nast nur in einem Halbsatz. (Vgl. Polenz 1994, S. 166). Selbst Jellinek, der den schwäbischen Sprachkndlern vergleichsweise umfangreiche Kapitel widmet, geht auf ihre Kontroverse mit Adelung im Streit um das Hochdeutsche nicht ein (vgl. Jellinek 1913, Bd. 1, S. 274-282). Zur Bedeutung der Debatte zwischen Wieland und Adelung für die Sprachgeschichte vgl. Lerchner (1984).

### 3. Ansätze zur Formierung eines Gegendiskurses: Schriften, Organe und Netzwerke der schwäbischen Sprachkundler

Vor allem Friedrich Karl Fulda und Johannes Nast leisteten in den 1770er, aber auch noch in den 1780er Jahren Beiträge zu allen damals wesentlichen Gebieten der Sprachkunde: zu Sprachgeschichte und Etymologie, Grammatik, Lexikographie und Orthographie. Als sprachgeschichtliches Grundlagenwerk kann Fuldas Preisschrift „Über die beyden Hauptdialecte der Teutschen Sprache“ (1771/1773) angesehen werden, seine umfangreiche „Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter“ (1776) versteht sich als wichtiger Beitrag zur Etymologie; mit den „Grundregeln der Teutschen Sprache“ (1778) legte Fulda zudem eine kurze Grammatik vor, mit den „Grundsätzen zur endlichen Berichtigung der teütschen Rechtschreibung“ (1778) versuchte Johannes Nast, die Orthographie-Debatte entscheidend mitzuprägen, und Fuldas „Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung“ (1788) kann als wichtiger Beitrag zur Einlösung des sprachkritischen Programms auf dem Gebiet der Lexikographie gewertet werden.

Daneben fungierte Gottlieb David Hartmann als publizistischer Vermittler, der insbesondere den häufig zu gedrängten und daher schwer verständlichen Darstellungen Fuldas eine pointierte, bisweilen auch polemische Form gab. Er tat dies bevorzugt in den „Litterarischen Briefen an das Publikum“ (Hartmann 1769, 1774a, b, c), deren Herausgeber und Hauptautor er war. Hier erschienen auch seine kulturhistorischen Aufsätze, in denen er auch zur Sprachgeschichte Stellung nahm. Zudem trug Hartmann in der „Erfurtischen gelehrten Zeitung“ in zwei längeren Invektiven seine Fehde mit Adelung aus.

Fuldas und Nasts publizistisches Hauptorgan waren zunächst die „Gelehrten Ergötzlichkeiten und Nachrichten“ (ab 1774), die ab 1775 unter dem Titel „Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen“ erschienen. In den Jahren 1777 und 1778 gaben sie dann die sprachkundliche Zeitschrift „Der Teütsche Sprachforscher“ heraus.<sup>4</sup> Schon diese breite publizistische Tätigkeit der schwäbischen Sprachkundler zeigt, dass sie – anders als die Beteiligten am Hochdeutschstreit der 1780er Jahre – um eine sprachwissenschaftliche Fundierung und eine alternative Kodifizierung sprachlicher Normen bemüht waren.

---

<sup>4</sup> Für eine ausführliche Bibliographie vgl. Scharloth (2005c) sowie Eichinger (1994 und 1998).

Ein weiterer Umstand erlaubt es, im Zusammenhang mit ihrer publizistischen Tätigkeit von einem Gegendiskurs zu sprechen: Ihre Vernetzung mit Schriftstellern bzw. ihre Rezeption im literarischen Diskurs. An erster Stelle ist hier der Schriftsteller und Publizist Christian Friedrich Daniel Schubart zu nennen, der in seiner „Deutschen Chronik“ (ab 1774) häufig affirmativ auf das sprachkundliche Werk Fuldas Bezug nahm.<sup>5</sup> Über Gottlieb David Hartmann bestanden enge Verbindungen zur Bardendichtung um Karl Friedrich Kretschmann, Michael Denis und die Dichter des sog. Göttinger Hain, mit denen die süddeutschen Sprachkundler nicht nur die Sprachauffassung, sondern auch eine kulturkritische Haltung teilten. Schließlich zeigen auch die sprachkundlichen Texte von Jakob Michael Reinhold Lenz, einer zentralen Figur des Sturm und Drang, deutliche Einflüsse der sprachkundlichen Überlegungen Nasts und Fuldas.<sup>6</sup> Alle genannten Autoren und literarischen Strömungen teilten mit den schwäbischen Sprachkndlern das Programm eines Sprachausbaus mittels Sprachguts aus den älteren Epochen der deutschen Sprache; gemeinsam war man der Ansicht, dieses habe sich in der Sprache der niederen Schichten bewahrt. So forderte etwa Lenz, „in die Häuser unserer sogenannten gemeinen Leute“ zu gehen, um dort zu hören, „wie sich die Natur bey gewissen erheischenden Anlässen ausdrückt, die weder in der Grammatik noch im Wörterbuch stehen“, denn so könne man „unsere gebildete Sprache bereichern“ (Lenz 1776, S. 66). Tatsächlich finden sich in den Schriften der Stürmer und Dränger häufig Archaismen und von ihren Zeitgenossen als Vulgarismen identifizierte Ausdrücke, ein Indiz dafür, dass das Sprachdenken der schwäbischen Sprachkundler auch einen Einfluss auf den Sprachgebrauch jener sozialen Gruppe hatte, denen auch in Adelungs Sprachnormentheorie die Rolle der Verfasser von Modelltexten zugedacht war: den Schriftstellern. Wie aber war diese Hinwendung zu archaischem Sprachgut begründet? Um dies zu verstehen, ist es nötig, mit den Grundlinien der Wurzeltheorie vertraut zu sein.

#### **4. Die Ontologisierung der Sprache und die Kulturalisierung ihrer Geschichte**

Der Vater der Wurzeltheorie, wie sie in den 1770er Jahren in der Sprachnormendebatte wirksam wurde, war Friedrich Karl Fulda. Schon in seiner Preisschrift „Über die beiden Hauptdialecte der teutschen Sprache“ hatte er

<sup>5</sup> Zum Zusammenhang zwischen Schubart und den schwäbischen Sprachkndlern vgl. Scharloth (2003, 2005d).

<sup>6</sup> Vgl. Scharloth (2005a).

sie in Grundzügen dargelegt. Weil diese aber den meisten Lesern wegen ihrer dunklen und gedrängten Darstellungsweise weitestgehend unverständlich blieb, sah er sich gezwungen, seine Gedanken in verschiedenen kleineren Aufsätzen zu erläutern. Schließlich publizierte er 1776 die ausführliche „Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter, nach der Reihe menschlicher Begriffe, zum Erweis der Tabelle, die der Preisschrift über die zween Hauptdialekte der deutschen Sprache angefügt worden ist, von dem Verfasser derselben“.

In der Theorie der Wurzelwörter überlagern sich systematische und sprachhistorische Aspekte. Zum einen ist sie eine Theorie des Sprachursprungs und liefert eine Geschichte der deutschen Sprache, zum anderen zergliedert sie das Deutsche und die mit ihm verwandten germanischen Sprachen in ihre vermeintlich kleinsten Bestandteile, um aus diesen die „natürliche grammatische Ordnung“ der jeweiligen Sprache rekonstruieren zu können. Die sprachhistorische Perspektive ist insofern dominant, als Fulda glaubt, dass die grammatikalische und lexikalische Funktion jener kleinsten sprachlichen Einheiten sich nur aus ihrer Geschichte erklären lässt. Dieser Dominanz der historischen Perspektive trägt die folgende Darstellung Rechnung.

Fulda konstruierte sein Wurzelsystem auf der Basis eines umfangreichen Vergleichs der germanischen Sprachen auf allen ihm zugänglichen Sprachstufen. Als grundlegendste Gemeinsamkeit konstatierte er die Existenz bestimmter „Urlaute“ in allen untersuchten Sprachen. Auch wenn es sich, wie Herder bereits in seiner Abhandlung über den Sprachursprung festgestellt hatte, bei den Urlauten um „thierische oder *animalische Schälle*“ (Fulda 1778, S. 30) handelte, so bilden sie doch das Fundament der menschlichen Sprache. Aus der prinzipiell gleichen Beschaffenheit der menschlichen Sprachwerkzeuge glaubt Fulda schließen zu dürfen, dass diese Laute bei allen Menschen auf der niedrigsten Stufe der Kultur gleich waren. Doch damit nicht genug: Diese von der Natur des Menschen determinierten Laute sind nicht arbiträr, sondern haben eine ebenso natürliche Bedeutung. Wie die Urlaute zu diesen Bedeutungen kamen, darüber schweigt Fulda. Aus verschiedenen Bemerkungen kann man jedoch schließen, dass sie einerseits als Abbild natürlicher Klänge wahrgenommen wurden und dass andererseits ihr Artikulationsort als Zeichen für den bezeichneten Gegenstand aufgefasst wurde. Am Beispiel des Urlautes [k] kann dies verdeutlicht werden, zu dem Fulda erklärt:

*K* ist der hohle Laut der Kehle und des Gaumens. Und [...] fast alle teutsche Wörter, welche diesen Laut an der Stirne haben, bedeuten teils das Loch des Mundes, und das Kauen, samt dem Schalle desselben; teils jedes Hohl, ein Gefäß, oder eine Deke, sie sei mittelbar oder unmittelbar, natürlich oder sittlich. (Fulda 1774c, S. 11)

Wie ein Kind aus den einfachen Bausteinen seines Baukastens komplexere Gebäude türmt, so kombinierte der Mensch im Laufe seiner Geschichte die elementaren, allen Völkern gemeinsamen Urlaute zu komplexeren Gebilden. Durch die einfache Kombination zweier Urlaute entstanden die so genannten Urwurzeln, die durch Hinzufügung eines weiteren Lautes zu Wurzelwörtern wurden. Diese Wurzelwörter erklärt Hartmann zu einer „allgemeinen Menschensprache“ (1774a, S. 139). Sie könnten nicht einem bestimmten Volk zugeschrieben werden, sondern bildeten die Ursprache aller Völker.<sup>7</sup> Entscheidend ist, dass auch auf dieser Entwicklungsstufe von einer Arbitrarität der Zeichen keine Rede sein kann. Die Kombination der Urlaute erfolgte nämlich nicht willkürlich, sondern auf der Basis elementarer menschlicher Erfahrungen.

Während die Wurzelwörter noch einsilbig waren, so entstanden im Laufe der Menschheitsgeschichte durch Erweiterung der Wurzelwörter um zusätzliche Urlaute oder durch die Kontraktion zweier häufig kookkurierender Wurzelwörter auch mehrsilbige Wörter.<sup>8</sup> Erst auf dieser Stufe der Sprachgeschichte setzt Fulda die Entwicklung von Einzelsprachen an. Dadurch nämlich, dass manche Wurzelwörter in bestimmten Gegenden häufiger verwendet wurden als andere, kam es zu orts- und gruppenspezifischen Kontraktionen und Erweiterungen der Wurzelwörter, die die Basis für Flexionen und Derivation mit spezifischen semantischen Funktionen bildeten.<sup>9</sup> Auch hier verliert die Sprache noch nicht ihre Bindung an das Sein. Sowohl die Hauptbedeutungen der Wörter, als auch ihre Spezifizierung durch Präfixe und Suffixe sind vermittels der ontologisch determinierten Bedeutungen der Urlaute gleichermaßen an das Sein gebunden. Konventionell, aber deshalb noch nicht arbiträr sind allerhöchstens die einer Sprachgemeinschaft eigenen Kombinationen

---

<sup>7</sup> Vgl. auch Fulda (1774c, S. 36).

<sup>8</sup> Vgl. Fulda (1774c, S. 20f.).

<sup>9</sup> „Man erschöpfte die Lieblinge durch viele Abteilungen und Combinationen, welche an einem andern Ort, und zu einer andern Zeit kaum in den einen oder dem andern, und anderswo ganz ungewöhnlich sind [...]. Zeit und Entfernung prägen andere, gewinnen andere Wurzeln lieb“ (Fulda 1774c, S. 37).

der Urwurzeln und Wurzelwörter. Diese korrespondieren allerdings einer bestimmten Weltansicht der Sprechergruppe; sie sind, folgt man Fulda, sprachliche Sedimente der spezifischen Erfahrungen, die die betreffende Sprachgemeinschaft im Laufe ihrer Geschichte gemacht hat.

Die Zurückweisung der Arbitrarität der sprachlichen Zeichen ist auch für die Frage der Sprachnormierung und des mit ihr verbundenen Sprachausbaus von allergrößter Bedeutung. Eine Sprache ist nicht ein System arbiträrer Zeichen, mit denen Sprecher auf die Welt Bezug nehmen; vielmehr ist die Sprache ein Spiegel der natürlichen Ordnung der Welt und die menschliche Erfahrung dieser Ordnung ist in die Sprache eingeschrieben. Mit der Bindung der Sprache an das Sein ist für Fulda der normative Orientierungsrahmen für Sprachveränderungen vorgegeben. Eine sprachliche Neuerung kann dem in der Sprache repräsentierten Weltbild gemäß sein, sie kann aber auch gegen die natürliche Ordnung der Sprache verstoßen. Solange in einer Sprache nur die ihr eigenen Wurzelwörter und Kombinationen von Wurzelwörtern verwendet werden, solange entspricht sie der natürlichen Ordnung der Welt und dem Denk- und Erfahrungsschatz der Sprachgemeinschaft. Solche Sprachen gelten Fulda als rein. Sprachen hingegen, die im Laufe ihrer Geschichte eine große Menge fremden Sprachgutes aufgenommen haben, repräsentieren nicht mehr ein einheitliches Weltbild, sind dem Sein inadäquat und erschweren dadurch dessen wahre Erkenntnis. Eine derart degenerierte Sprache macht wahres Sprechen unmöglich. Die deutsche Sprache zählt Fulda nicht zu dieser Kategorie. Sie habe vielmehr den Vorzug vor anderen europäischen Sprachen, dass „ihre Wurzeln original sind.“ Nicht nur bestünden die Substantive und Adjektive meist aus „eigentlichen Wurzeln“, „auch sind Umstand, oder Art, Ort und Zeitbestimmende Wörter vielfältig eigene Wurzeln“ (Fulda 1774c, S. 21). Als Ursache für diese Originalität der deutschen Sprache macht Fulda die Tatsache aus, dass die deutsche Sprache „im Ganzen auf ihrem Grund und Boden unvermischt geblieben ist“ (ebd., S. 19).

## **5. Konkurrierende Sprachnormenkonzepte in den 1770er Jahren**

Wer der Sprache Eigentlichkeit zuschreibt, ihre Beschaffenheit aus dem Sein herleitet, der kann den Sprachgebrauch nicht zum Maßstab der Kodifizierung von Sprachnormen machen. Diese Konsequenz aus den etymologischen Theorien Fuldas scheint Adelung zunächst entgangen zu sein, als er den schwäbischen Sprachkundler „in Ansehung der Etymologie der Wörter

[...] beynahe immer auf einem Wege mit mir“ (Adelung 1774, S. VI) wählte und sie scheint der eigentlich Grund dafür, warum er auf den neuerlichen Abdruck von Fuldas Preisschrift in der Neuauflage seines Wörterbuchs verzichtete.

Adelungs Sprachnormenkonzept nämlich – das sich wohl am treffendsten als elitär-anomalistisch beschreiben lässt – sah vor, den Sprachgebrauch zum Maßstab der Sprachrichtigkeit zu machen; freilich nicht den Sprachgebrauch eines jeden Sprechers. Vielmehr grenzte er den zur Leitvarietät erhobenen Sprachgebrauch diatopisch und diastratisch relativ präzise ein. In der Vorrede zum „Grammatisch-kritischen Wörterbuch“ schrieb er:

Diejenige, welche in jedem großen Lande die Stelle einer [...] allgemeinen Sprache vertritt, ist allemahl nur die Mundart einer Provinz, aber der blühendsten, cultiviertesten und durch Geschmack und Wohlstand am meisten ausgebildeten Provinz [...]. In Deutschland ist es seit der Reformation die Mundart der südlichern Chursächsischen Lande. (Adelung 1774, S. VIIIff.)

Doch sollte natürlich nicht jede Varietät des Obersächsischen Vorbildcharakter für die Hochsprache haben. Adelung orientierte sich bei der Bestimmung der Leitvarietät an einer groben diastratischen Gliederung des Sozial- und Varietätenspektrums. So ließen sich die Einwohner Obersachsens „in Rücksicht auf Geschmack, Sprache und Sitten in zwey Theile theilen, in die obern und niedern Classen“ (Adelung 1785, S. 57). Träger der verfeinerten Kultur und damit auch Sprecher der elaborierten und für ganz Deutschland vorbildlichen Sprache seien allein die „obern Classen“ Obersachsens.

Daß es die niedrige nicht seyn kann, ergibt sich von sich selbst, weil die Schriftsprache die ausgebildetste Mundart der Nation ist, diesen höhern Grad der Ausbildung aber niemand in den untern Classen suchen wird. Diese behalten also ihr Provinzielles, ihr Unreines, und was man alles will, für sich. Es bleiben also nur die obern Classen übrig, und die sind denn auch wirklich der Sitz und die Quelle unserer heutigen Schriftsprache. (Adelung 1785, S. 58)

Leider finden sich bei Adelung kaum nähere Bestimmungen seines Konzeptes der „obern Classen“. Aus einigen verstreuten Bemerkungen kann man allerdings schließen, dass Adelung dabei hauptsächlich die Sprache des städtischen Bürgertums meinte. Etwa schreibt er in der Abhandlung „Über die Geschichte der deutschen Sprache, über deutsche Mundarten und deutsche Sprachlehre“ (1781), zugleich Vorrede zum „Allgemeinen Lehrgebäude“, das Hochdeutsche werde „bey der in Obersachsen höher gestiegenen Cultur in den Städten und unter Personen von guter Lebensart und Erziehung häufiger gesprochen, als in andern Provinzen“ (Adelung 1781, S. 84f.).

Adelung ist zudem bemüht zu betonen, dass die Debatte um die Norm des Hochdeutschen längst entschieden sei. Das Obersächsische sei „seit der Reformation [...] die gelehrte Mundart von ganz Deutschland geworden, weil fast alle wohlgesittete Leute sich derselben bedienen“ (Adelung 1771, S. 66f.). Für Adelung ist der oberländische Dialekt demnach faktisch bereits Hochsprache, weshalb sich seine Schriften auch häufig lediglich um eine nachträgliche Legitimierung dieser Tatsache bemühen oder sich damit begnügen, jenen sprach- und kulturgeschichtlichen Prozess zu rekonstruieren, der zum vermeintlichen Status quo führte. So leitet er auch die besondere Qualität des Obersächsischen aus seinem Ursprung ab. Grundsätzlich habe es in Deutschland zwei „Hauptmundarten“ des Deutschen gegeben: Das Oberdeutsche, das im Süden des deutschen Sprachraums gesprochen wurde, und das Niederdeutsche, dessen Sprecher im Norden Deutschlands lebten.

Jede dieser Mundarten begreift wiederum eine Menge anderer Mundarten unter sich, welche mehr oder weniger von einander abgehen, aber doch zusammen genommen ein Ganzes machen, welches sich mit der andern Hauptmundart nicht leicht wird verwechseln lassen. (Adelung 1774, S. VI)

Diese Hauptmundarten hätten keinen gemeinsamen Ursprung auf deutschem Boden gehabt, sondern seien im Zuge von Wanderungsbewegungen durch zwei unterschiedliche osteuropäische oder asiatische Völker in den heutigen deutschen Sprachraum gelangt.<sup>10</sup> Das Obersächsische nun kann keinem der beiden Hauptdialekte des Deutschen eindeutig zugeordnet werden. Es stamme ursprünglich vom Fränkischen ab, einem Dialekt, der zwar mit der oberdeutschen Mundart genetisch verwandt sei, sich aber mit der niederdeutschen Mundart vermischt habe. Für Adelung steht das Obersächsische typologisch betrachtet also zwischen dem Oberdeutschen und dem Niederdeutschen. Es halte zudem „die Mittelstraße zwischen dem weitschweifigen Schwulste und rauhem Wortgepränge des Oberdeutschen und zwischen der schlüpfrigen Weichlichkeit und einförmigen unperiodischen Kürze des Niedersachsens“ (Adelung 1774, S. X) und eigne sich schon deswegen zur in ganz Deutschland anerkannten Hochsprache.

Bedeutender jedoch als dieses, die spezifische Qualität der Sprache betreffende, Argument ist für Adelung die sprach- und kulturhistorische Begründung der einzigartigen Stellung, die dem Obersächsischen im Kreise der deutschen Dialekte zukommt. Allgemein habe es in Deutschland stets eine

---

<sup>10</sup> Vgl. Adelung (1774, S. VII).

dominante Mundart gegeben, je nachdem, aus welcher Provinz der Kaiser stammte oder in welcher Künste und Wissenschaften eine besondere Blüte erlebt hätten. Bis zu den Zeiten der Reformation sei dies die oberdeutsche Mundart gewesen, weil die meisten Kaiser und mit ihnen die meisten Höflinge Oberdeutsche gewesen seien und Wissenschaft und Künste auch in den südlichen Provinzen ihre erste Blüte erlebt hätten.<sup>11</sup> Jenen kulturgeschichtlichen Prozess, an dessen Ende Sachsens kulturelle und sprachliche Überlegenheit steht, lässt Adelung mit der Reformation beginnen. Weil Luther und seine Schüler in Obersachsen ihre Heimat fanden und

sich nach und nach die dortige Mundart eigen machten, ihre Schriften in derselben ausfertigten, und dadurch Gelegenheit gaben, daß auch alle ihre zahlreichen Zuhörer, die aus allen Provinzen Deutschlands nach Obersachsen eilten, sich diese Mundart angewöhneten, so ward solche nach und nach die herrschende Sprache der Gottesgelehrten. (Adelung 1774, S. XIII)

Mit der Reformation sieht Adelung zugleich eine Epoche des Fortschritts der Künste und Wissenschaften anbrechen. Obersachsen sei als das Zentrum der geistlichen Erneuerung auch der „Sitz der übrigen Gelehrsamkeit“ geworden. Die obersächsische Mundart wurde „nach und nach die Hochsprache der Gelehrsamkeit genannt [...], welches sie auch bisher geblieben ist, ob sie gleich in diesem Zeitraume allerley Veränderungen erfahren hat“ (Adelung 1774, S. XIII). Mit dieser für das 18. Jahrhundert so charakteristischen Verschränkung von sprach- und kulturgeschichtlichen Argumenten legitimiert Adelung die sprachliche Hegemonie Obersachsens über die anderen Provinzen Deutschlands.

Diese beanspruchte Hegemonie Obersachsens freilich rief die süddeutschen Sprachkundler auf den Plan, die ein alternatives Modell des Hochdeutschen formulierten. Dieses unterschied sich vom Sprachnormenkonzept Adelungs vor allem dadurch, dass der Anomalismus als leitendes Prinzip der Normierungspraxis abgelehnt wurde. In seinem Aufsatz „Grundriß zu einem Württembergischen Idioticon“ wandte sich Fulda ausdrücklich dagegen, den Sprachgebrauch zum Maßstab des Sprachrichtigen zu erheben:

*Die teutsche Sprache beruht auf wenigern und festern Gründen, als alle andere Sprachen. Der Gebrauch fragt aber freilich hiernach nicht. Nur was Cicero sprach, war nach seiner Zeit latein: und was man den berühmtesten teutschen Schriftstellern und Kunstrichtern nachbettet, ist gut Teutsch. Durch dergleichen diktatorische Sprüche und Nachahmungen steht unsere heutige*

---

<sup>11</sup> Vgl. Adelung (1774, S. VIII).

Gelehrten-Sprache in Gefar, die kräftigste Wörter, kernhafteste Ausdrücke, anpassendste Benennungen, große Schönheiten, unter dem Vorwurf des Provincialen, zu verlieren, und das Kleid, samt *Schmuz und Flitter*, derjenigen Gegend anzuziehen, darinn die meiste Bücher geschrieben werden. (Fulda 1774b, S. 195)

Der Dialekt einer einzigen Provinz darf demnach schon deshalb nicht zur verbindlichen Norm erhoben werden, weil dieses Vorgehen die Gefahr birgt, dass neben dessen Vorzügen auch dessen Fehler („*Schmuz*“) in ganz Deutschland verbreitet würden. Doch was ist der Maßstab des Sprachrichtigen, der es erlaubt, Fehler zu identifizieren und auszusondern?

Hier erweisen sich die schwäbischen Sprachkundler als Verfechter des Analogismus, demzufolge aus dem Vergleich der Elemente des gesamten Sprachschatzes Regeln abstrahiert werden können, die in Zweifelsfällen über die Richtigkeit einer Sprachform entscheiden. Hartmann spricht gar von Regeln, die „aus dem Wesen der Sprache gezogen“ (1774c, S. \*43) werden müssten. Dabei ist von besonderer Bedeutung, dass diese Regeln nicht allein aus einer einzigen Mundart oder der Sprache der Gegenwart abstrahiert werden dürfen, sondern vielmehr alle Sprachstufen und sämtliche Dialekte des Deutschen zur Regelfindung herangezogen werden müssen. Dieses Konzept der Normfindung steht dem elitär-anomalistischen Sprachnormenkonzept Adelungs und Gottscheds diametral entgegen.

Das Obersächsische als vermeintliche Mischsprache konnte in den Augen der schwäbischen Sprachkundler im Konzert der deutschen Dialekte wegen seiner Unreinheit nur eine untergeordnete Rolle spielen. Gegen diese Unregelmäßigkeiten führten sie die ursprüngliche Reinheit des Schwäbischen ins Feld. In seinem Aufsatz „Untersuchung der schwäbischen Mundart“ vertritt Fulda die Ansicht, die schwäbische Sprache sei „(und warum soll man es nicht öffentlich sagen dürfen?) [...] die rechte hochteutsche Sprache“, die „regelmäßigste“ und „dem hochteutschen Genius oder der Natur der höheren teutschen Sprache die angemessenste“. Allein sie spreche „aus Gründen“, allein sie dürfe und müsse

den Neuerungen, Ausnahmen, Abweichungen, die sich täglich häufen, und die Mutter beflecken, widersprechen, öffentlich widersprechen [...]; widersprechen mit innerlicher, aus der Natur der Sprache hergenommener, und auch mit äußerlicher Befugniß, als ein [...] grosses, wenigstens in der Gelehrtenrepublik, durch öffentliche wichtige teutsche Schriften, nicht unbeträchtliches Land, dem man zu der Gewohnheit seine geltende Stimme nicht abstreiten, nicht ableugnen kan. (Fulda 1774d, S. 77)

Das Schwäbische zeichnet sich demnach durch seine Regelmäßigkeit vor den anderen Dialekten des Deutschen aus. Mit der Feststellung, es sei der „Natur der höheren teutschen Sprache“ am angemessensten, spielt Fulda zudem auf die These von der ontologischen Fundierung der Sprache an, nach der jede Sprache ursprünglich eine der Weltsicht ihrer Sprecher und der Ordnung der Dinge gemäße Struktur aufweist. Während Fulda also die Mundart Obersachsens durch Vermischung und falsche Strategien des Sprachausbaus korrumpiert und vom Wesen der deutschen Sprache entfremdet sah, hielt er das Schwäbische wegen dessen ursprünglicher Regelmäßigkeit für einen Dialekt, in dem sich das Wesen der deutschen Sprache und damit die in sie eingeschriebene Weltsicht am authentischsten bewahrt hätten.

Trotz aller Vorzüge des Schwäbischen aber kommt dieser Mundart im Sprachnormenkonzept der süddeutschen Sprachkundler nicht derselbe Status zu wie dem Obersächsischen bei Adelung. Vielmehr war es das Ziel Fuldas, Nasts und Hartmanns, den gesamten Sprachschatz systematisch zu erschließen. So klagte Hartmann, es fehle den „Teutschen [...] ein *Wörterbuch*“, bei dessen Erstellung

alle Zeitalter, und der Pöbel aller Orten in ganz Deutschland müßten zu Rathe gezogen werden. [...] Hierzu müssen *Schweizer, Schwaben, Niederrheiner, Niederländer, Pommer, u.s.w.* zusammentreten; jeder die Idiome seiner Gegenden sammeln, um ein solches großes Werk auszuführen. (1774a, S. 140)

Auch für Fulda waren die Mundarten aller Provinzen Deutschlands eine vorzügliche Quelle des Sprachschatzes. Doch hatte die Dokumentation der Mundarten aller Provinzen nicht nur eine synchrone, sondern auch eine diachrone Dimension. Die Sprache der niederen Schichten nämlich galt den schwäbischen Sprachkundlern als altertümlich und unverbildet. Der „Pöbel“ war Fulda „das beste Archiv aller Orten“ (1774b, S. 196). Entsprechend forderte er seine gelehrten Kollegen auf, sich auch mit der Sammlung provinzieller Wörter der „Bauernsprache“ (ebd., S. 202) zu beschäftigen, weil er hoffte, das Hochdeutsche durch dieses archaische Sprachgut ausbauen und seiner wahren Natur wieder näher bringen zu können. Dieses Ansinnen brachte ihm das Lob der „Deutschen Chronik“ ein, in der Schubart 1774 schrieb: „*Fulda* [...] umspannt mit Riesenarmen den ganzen Sprachschatz; läßt sich nicht durch die hochdeutschen Stammler irre machen, sondern behorcht mitten unter'm Schwabenpöbel die Urlaute unsrer Mannsprache.“ (Schubart 1774 u. 1775-1777, Bd. I, S. 621). In diesem Zitat spielt Schubart auf alle wesentlichen Aspekte des Sprachnormenkonzeptes der schwäbi-

schen Sprachkundler an: die Orientierung am Sprachschatz und damit die Erhebung des Analogismus zum leitenden Prinzip bei der Normformulierung (im Gegensatz zum Anomalismus Adelungs), die Berücksichtigung der Sprache der niederen Schichten (im Gegensatz zur elitären Orientierung der Obersachsen) und der damit verbundene Glaube, dass sich in ihr das wahre und ursprüngliche Wesen der deutschen Sprache, ihre Eigentlichkeit und eine dem Erfahrungsschatz der Deutschen korrespondierende Weltansicht erhalten habe.

Sowohl für Adelung, als auch für seine schwäbischen Kontrahenten, sind also Bezüge auf die Vergangenheit konstitutiv für die Begründung ihres Hochdeutschmodells. Während Adelung die Norm des Hochdeutschen aus einem kulturhistorischen Prozess begründet, der in der Blüte 'Obersachsen' gipfelt, vollzieht sich der Vergangenheitsbezug bei seinen Gegnern in der Figur kontrapräsentischen Erinnerens: In alten Sprachstufen sei das ursprüngliche Wesen der deutschen Sprache zu finden, zu dem zurückzukehren Aufgabe der Sprachkunde sei. Diese Bezüge auf die Sprach- und Kulturgeschichte werden besser verständlich, wenn sie im Kontext der herrschenden geschichtsphilosophischen Modelle betrachtet werden.

## **6.        Geschichtsphilosophie zwischen Perfektibilitäts- und Lebensaltermodell**

Wer sich mit der Geschichtsphilosophie der Spätaufklärung befasst, findet sich mit scheinbar widersprüchlichen Modellen konfrontiert. Das für die Spätaufklärung charakteristische Modell ist das Perfektibilitätsmodell, das in der französischen Geschichtsphilosophie von Jacques Turgot (1750) und Nicolas Condorcet (1781) formuliert wurde. In diesem Modell wird die Geschichte der Menschheit nicht mehr theologisch-heilsgeschichtlich gedeutet, sondern als immanentes weltgeschichtliches Entwicklungsgeschehen, das sich – bei allen negativen Erscheinungen im Geschichtsverlauf – im Modus kontinuierlichen Fortschritts vollzieht. Im Ökonomischen bedeutet dies beispielsweise eine stufenweise Verbesserung von der Wirtschaft der Jäger und Sammler über die Agrarwirtschaft bis hin zur ausdifferenzierten, arbeitsteiligen Gesellschaft. Im Politischen bedeutet dies die Aufeinanderfolge der Regierungsformen Despotie, Monarchie, Aristokratie und schließlich Demokratie. In der Geschichte des Wissens zeige sich – so Turgot – eine Sukzession von Mythos, Philosophie und Wissenschaft; und verschränkt mit all diesen Entwicklungen auch eine Verfeinerung der Sitten und Steigerung der Moral.

Künste und Wissenschaften werden der Reihe nach entdeckt und vervollkommen sich; abwechselnd in ihren Fortschritten gehemmt und beschleunigt, gehen sie von einem Himmelsstrich zum nächsten über. Eigennutz, Ehrgeiz und eitle Ruhmsucht ändern ständig das Bild der Welt und überschwemmen die Erde mit Blut. Inmitten ihrer Verwüstungen mildern sich die Sitten, der menschliche Geist wird aufgeklärter, und die isolierten Nationen nähern sich einander an. Schließlich verbinden Handel und Politik alle Erdteile wieder miteinander, und die Gesamtheit der menschlichen Gattung bewegt sich im Wechsel von Ruhe und Bewegung, von Gutem und Bösem, zwar langsam, aber stetig auf eine größere Vollkommenheit zu. (Turgot 1750, S. 140f.)

An diesem Fortschrittsoptimismus scheint auch Adelung zu partizipieren. In seinem 1782 erschienenen „Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechts“ schreibt er beispielsweise: „Das menschliche Geschlecht ist seit seinem ersten Entstehen in einem unaufhörlichen Fortschritte so wohl der Bevölkerung, als auch der Cultur begriffen.“ (Adelung 1782b, S. \*7). Bedeutend für die Sprachnormendebatte ist dieses Geschichtsbild insofern, als es die Gegenwart immer als den vorläufigen Höhepunkt der sittlichen, kulturellen und geistig-intellektuellen Entwicklung deutet und kulturelle Güter vergangener Zeiten entsprechend geringschätzen muss. Die Gegenwart ist daher der Vergangenheit a priori überlegen, auch sprachlich.

Während das Perfektibilitätsmodell also den Fortschritt als durchgängiges Prinzip des gesamten Geschichtsverlaufs annimmt, konzipiert das Lebensaltermodell die Entwicklung von Gesellschaften, Kulturen, aber auch von Sprachen als natürlichen Kreislauf des Werdens und Vergehens. So formulierte Johann Gottfried Herder in seinen Fragmenten „Über die neuere deutsche Litteratur“ (1766) die zirkuläre Entwicklung als eine Art Geschichtsgesetz.

So wie der Mensch auf verschiedenen Stufen des Alters erscheint: so verändert die Zeit alles. Das ganze Menschengeschlecht, ja die tote Welt selbst, jede Nation und jede Familie haben einerlei Gesetze der Veränderung: vom Schlechten zum Guten, vom Guten zum Vortrefflichen, vom Vortrefflichen zum Schlechten und zum Schlechten: dieses ist der Kreislauf aller Dinge. So ist's mit jeder Kunst und Wissenschaft: sie keimt, trägt Knospen, blüht auf und verblühet. – So ist's auch mit der *Sprache*. (Herder 1766, Bd. 1, S. 26)

In einem großen Analogieschluss postuliert Herder für alles Seiende also die gleichen Entwicklungsstufen, die auch der Mensch Zeit seines Lebens durchläuft. In seiner Terminologie sind dies die Stufen der „Kindheit“, der

„Jünglingsjahre“, des „männlichen“ und schließlich des „hohen Alters“.<sup>12</sup> Nach demselben Schema konstruierte geschichtsphilosophische Entwürfe sind im untersuchten Zeitraum allgegenwärtig. Zwar unterscheiden sie sich in Bezeichnungen und Anzahl der Entwicklungsstufen, der beschriebene Prozess aber bleibt im Prinzip immer gleich. Gottlieb David Hartmann etwa unterscheidet in seinen „Vier Briefen über die Geschichte der Menschheit“ im „Zweyten Paquet“ seiner „Litterarischen Briefe an das Publikum“ (1774a und b) den „Hirtenstand“, den „Heldenstand“ (auch „Stand der Wildheit“), den „Bürgerstand“ (auch „Stand der Cultur“) und den „Stand der Weichlichkeit“ und skizziert das gleiche Schema einer sich entfaltenden und schließlich degenerierenden Kultur.<sup>13</sup> Friedrich Karl Fulda wiederum differenziert in seiner „Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter, nach der Reihe menschlicher Begriffe“ (1776) nur drei Stufen. Deren Bezeichnung ist offenbar an Herder und Hartmann angelehnt, denn er stellt fest, eine Sprache habe „mit dem Menschen und der Nation, drei Stufen ihres Lebens“, sie sei „ein Kind, ein Jüngling, und ein Greis; *Hirte, Held, und Weichling*“.<sup>14</sup> Das Lebensaltermodell sieht demnach keine endlose Entwicklung zum Guten, sondern konzipiert die Geschichte eben auch als Verfallsgeschichte. Für die Debatte um die Norm des Hochdeutschen ist dieses Geschichtsmodell insofern relevant, als – je nachdem, in welchem Lebensalter, d.h., auf welcher Entwicklungsstufe sich eine Gesellschaft befand – vergangene Sprachstufen einen durchaus höheren Wert haben konnten als gegenwärtige und als kultureller Wandel nicht notwendig ein Wandel zum Guten sein musste. Die folgenden Ausführungen werden zeigen, dass sowohl die Theorie der Wurzelwörter mit ihrer Ontologisierung der Sprache, als auch das Lebensaltermodell für die Kritik des Adelungschen Sprachnormenkonzeptes von zentraler Bedeutung waren.

## 7. Drei Argumente gegen das Obersächsische als Leitvarietät

Die verschiedenen Argumente, die die schwäbischen Sprachkundler gegen Adelungs Modell des Hochdeutschen ins Feld führten, lassen sich als sprachhistorisch, sprachkritisch und kulturkritisch kategorisieren. Das *sprachhistorische Argument* entfaltete seine Kritik auf der Basis von Wurzeltheorie und Eigentlichkeitsideologie. Zentraler Ansatzpunkt war die Behauptung,

<sup>12</sup> Vgl. Herder (1766, Bd. 1, S. 26ff.).

<sup>13</sup> Vgl. Hartmann (1774b, S. 1-33).

<sup>14</sup> Vgl. Fulda (1776, S. 27).

das Obersächsische sei historisch gesehen eine Mischsprache. Dies hatte Adelung selbst eingeräumt, als er in der Vorrede zu seinem Wörterbuch schrieb, Hochdeutsch

ist nichts anders, als eine durch das Niederdeutsche gemilderte oberdeutsche Mundart. [...] Sie ist irregulärer, weil die beyden Hauptdialecte in ihre zusammen fließen, und sie gewisser Maßen aus denselben zusammen gesetzt ist. Die oberdeutsche, besonders aber die niederdeutsche Mundart, lassen sich weit leichter auf Regeln zurück führen als sie. (Adelung 1774, S. IX)

Was für Adelung ein positiver Aspekt des Obersächsischen war, ist für die schwäbischen Sprachkundler ein Grund, das Obersächsische als Leitvarietät abzulehnen, denn als Mischsprache galt es ihnen als unrein. Gottlieb David Hartmann konstatierte etwa, das Meißnische sei „irregulair, als ein Mischling“, „jünger, dem Flor und der Ausbreitung nach“ (1774c, S. \*38) und daher arm. Als Beispiel für die Unregelmäßigkeit des Obersächsischen führt er die Wendung „*an ihm begehren*“ an. „Nur ein Mischling kann so sprechen, nur die Unkunde kann es dem eigentlichen Hochteutschen aufbürden, dessen geringster Bauer die Fragen *wen*, und *wem* niemal verwechselt.“ (ebd.).

Doch wurde die mangelnde Regelmäßigkeit und damit die Entfernung vom Ideal der Eigentlichkeit nicht auf die sprachgeschichtlichen Wurzeln des Obersächsischen zurückgeführt. Vielmehr wurde dem Obersächsischen im *sprachkritischen Argument* zum Vorwurf gemacht, sich durch Aufnahme fremden Sprachgutes, besonders aus dem Französischen, vom eigentlichen Wesen der deutschen Sprache entfernt zu haben. So nannte Schubart in der „Deutschen Chronik“ das Sächsisch-Meißnische abfällig „französirendes Sachsendeutsch“ (1774 u. 1775-1777, Bd. 1, S. 219) und kritisierte jene heftig, die daran arbeiteten, dem „wildem Eichenstamme schmackhafte Zweige aus Frankreich einzupropfen“ (ebd., Bd. 2, S. 702f.). Auch Fulda hatte in seinem im „Dritten Paquet“ der „Litterarischen Briefe an das Publikum“ erschienenen Aufsatz „Einige Bemerkungen zur Kenntniß der teutschen Sprache“ (1774a) das Obersächsische kritisiert: „Endlich *Leipzig*. Sie finden hier Ausschuß der besten Kraftwörter, Tyrannei über das Lehrvolle Provinziale, bis auf den heutigen Tag; eine Ohrfeige des Priscians über die andere; französisch-italiänische Terminologie; mit englischen durchwebt.“ (ebd., S. 81). Diese Methode des Sprachausbaus hielt er, auf das Lebensaltermodell referierend, für ein Anzeichen dafür, dass das Greisenalter der Sprache erreicht sei:

Die Sprache sorgt von nun an nur für das Leichte der Zunge, und die Zärtlichkeit des Ohrs. Sie verflittert, ründet, schleift und entstellt die Wurzelwörter; und lacht ietzt der Bedeutung, die einmal im Wort selbstn soll gelegen sein. [...] Das Regelmäßige mus der Feinheit weichen, und der Eigensinn der Gegenden und der Unkunde entscheidet eigenmächtig, oft gegen alle Gründe. [...] Man schöpft lieber aus fremden, als pöbelhaften und obsoleten Quellen. (Fulda 1776, S. 435)

„Leipzig“ wird also zum Synonym eines Sprachgebrauchs, der allen Bemühungen um eine sprachliche Kultivierung des Deutschen aus seinen eigenen Quellen spottet, in dem Provinzialismen gemieden werden, in dem ausländisches Sprachgut dem deutschen vorgezogen wird. Und weil Sprachausbau mittels fremden Sprachguts den Verlust der Eigentlichkeit bedingt, so das sprachkritische Argument, könne das Obersächsische nicht Leitvarietät sein.

Der sächsische Sprachgebrauch war Adtelungs Kontrahenten freilich nur ein Symptom einer viel tiefer gehenden Krise. Im *kulturkritischen Argument* deuteten die süddeutschen Sprachkundler die Kultiviertheit Sachsens als eine Überfeinerung, eine Verzärtelung nach französischem Vorbild. Auch hier erwies sich die Referenz auf das Lebensaltermodell als produktiv, denn die vermeintliche kulturelle Fortschrittlichkeit, mit der Adtelung die sprachliche Hegemonie Obersachsens begründete, konnte als Sittenverfall diffamiert werden. So schrieb Schubart in der Deutschen Chronik:

Sachsen hat schon oft den verdorbenen Geschmack in Deutschland hergestellt; aber oft auch sehr vieles durch seine übertriebene Verfeinerungssucht verdorben. Man denke an Bodmers und Gottscheds Zeiten. Jetzt wandeln sie wirklich auf einer Straße, die gar nicht deutscher Fahrweg ist. Französische Carossen rollten drauf, man sieht's an den seichten Furchen. (Schubart 1774 u. 1775-1777, Bd. 1, S. 349f.)

Die Kulturkritik vollzog sich dabei durchaus in moralischen Kategorien. So schloss Fulda an seine Kritik an der Beschaffenheit der Sprache im Greisenalter, in dem er das Obersächsische sah, folgende Beschreibung der sittlichen Verhältnisse an:

Die überhäufte Menge der Gegenstände ermattet die menschliche *Sele*, [sic!] die nicht stärker worden ist, noch werden kan. Und die unendlichen *Bedürfnisse*, wie man Nothdurft, Bequemlichkeit und Pracht, dem Stande nach, ohne Unterschied zu nennen beliebt, stürzen sie in tausend Widersprüche. [...] O Göz von Berlichingen! Gröse, Gesundheit, Kräfte, Sorgenlosigkeit, Freiheit, Einfalt, Frugalität – sind verlohren oder pöbelhaft. (Fulda 1776, S. 435)

Für ihn fungierte demnach das in literarischer Form erinnerte Mittelalter von Goethes „Götz von Berlichingen“ als positives Gegenbild zum gegenwärtigen „Stand der Weichlichkeit“. So wie das Deutsch des Mittelalters dem überfeinerten Obersächsischen gegenübergestellt wurde, so sollten die gegenwärtigen Sitten durch die Vergegenwärtigung vergangener kultureller Stufen kritisiert und gebessert werden. Sprachgeschichte und Kulturgeschichte stehen demnach im Dienst eines kontrapräsentischen Erinnerns, das auf die Wiederherstellung der alten deutschen Sitten zielt.

## 8. Sprachkundliche Konzepte im Licht der Geschichtsphilosophie

Die Analyse der Sprachnormendebatte zwischen Adelung und den schwäbischen Sprachkundlern zeigt, welche Bedeutung geschichtsphilosophische Modelle für das Verständnis der unterschiedlichen Auffassungen von Sprache haben. Ich will im Folgenden anhand zweier Konzepte des späten 18. Jahrhunderts – dem Konzept der *Cultur* und dem der *Bearbeitung* – zeigen, wie grundlegend sich diese geschichtsphilosophischen Überlegungen auf das Denken über Sprache auswirkten und wie sie als mentalitäre Dispositionen die sprachkundliche Praxis selbstverständlich beeinflussten. Im Anschluss an diese Rekonstruktion wird es möglich sein, die Frage zu beantworten, welche Bedeutung Adelung für die gegenwärtige Linguistik haben kann.

Zunächst also zum Konzept der *Cultur*. In seinem „Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechts“ definiert Adelung: „*Cultur* ist mir der Übergang aus dem mehr sinnlichen und thierischen Zustande in enger verschlungene Verbindungen des gesellschaftlichen Lebens.“ (1782b, S. \*3). Das für die folgende Argumentation entscheidende an dieser Definition ist die Bestimmung des *genus proximum* als „Übergang“, wodurch „*Cultur*“ als ein Prozess definiert wird. Dies unterscheidet den „*Cultur*“-Begriff der Spätaufklärung fundamental vom Kulturkonzept in den gegenwärtigen Sozial- und Kulturwissenschaften, die „Kultur“ als ein Bedeutungsgewebe (Geertz 1983) bestimmen, das durch eine Menge sozialer Performanzen hervorgebracht und immer wieder aktualisiert wird (Fischer-Lichte 1998). Dass „*Cultur*“ für Adelung obendrein noch eine normative Ladung hat, zeigen seine weiteren Ausführungen:

Zur *Cultur* gehören vornehmlich fünf Stücke: 1. Abnahme der Leibesstärke und Verfeinerung des thierischen Körpers. [...] 2. Allmähliche Abnahme der sinnlichen oder dunkeln Begriffe und ihrer Herrschaft, und 3. eben so allmäh-

liche Zunahme der deutlichen Begriffe, oder der vernünftigen Erkenntniß, und ihrer Herrschaft über die vorigen. 4. Verfeinerung und Milderung der Sitten; und 5. in den höchsten Graden der Cultur, Bildung des Geschmacks. (Adelung 1782b, S. \*3f.)

Durch die Verwendung deontischer Begriffe wie Verfeinerung, Milderung und Bildung in Kombination mit der Zunahme deutlicher Begriffe und „vernünftiger Erkenntniß“ positioniert er den Cultur-Begriff im Rahmen der Perfektibilitätssemantik. Wie sehr das Cultur-Konzept auch das sprachkundliche Denken Adelungs prägte, zeigt sich an einem Aufsatz Adelungs aus dem „Magazin für die Deutsche Sprache“, der „Beweis der fortschreitenden Cultur des menschlichen Geistes aus der Vergleichung der ältern Sprachen mit den neuern“ (Adelung 1782a) überschrieben ist. Darin erläutert er an ausgewählten Beispielen, inwiefern die lexikalische und grammatikalische Beschaffenheit älterer Sprachen, besonders des Hebräischen, Griechischen und Lateinischen, als Symptome für die geringere Deutlichkeit dieser Sprachen aufgefasst werden können. Beispielsweise nimmt er den „sorgfältigen und bestimmten Gebrauch der Artikel, der Pronominum, der Hülfswörter u.s.f. in den neuern Sprachen“ als Zeichen für den „Fortschritt des menschlichen Verstandes in der Klarheit und Deutlichkeit seiner Begriffe“ (ebd., S. 17). Auch die Entwicklung der Sprachen hat demnach Anteil an jenem Prozess, den Adelung als „Cultur“ bezeichnet, am Prozess der Verfeinerung der Sitten und am Ausbau des Repertoires begrifflicher Werkzeuge zur Wirklichkeitserschließung. Wie aber bestimmt Adelung die Rolle des Sprachkundlers in diesem Prozess? Diese Frage leitet über zum zweiten Konzept, das im Kontext der Geschichtsphilosophie der Spätaufklärung analysiert werden soll, dem Konzept der Bearbeitung.

In seinem programmatischen Aufsatz „Über die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsass, Breisgau und den benachbarten Gegenden“ (1776) schrieb Jakob Michael Reinhold Lenz: „Mir scheinen in unserer Sprache noch unendlich viele Handlungen und Empfindungen unserer Seele Namenlos, vielleicht weil wir bisher als geduldige Bewunderer aller Fremden uns mit auswärtigen Benennungen für einheimische Gefühle begnügt haben [...]“ (ebd., S. 60). Lenz reproduziert hier den Topos der *patrii sermonis egestas*, den Topos von der Armut der Muttersprache,<sup>15</sup> der im Untersuchungszeitraum zu einem wesentlichen Movens der sprachkundlichen Praxis avanciert war. Auch Adelung stellte in seiner Wörterbuchvorrede fest, die obersächsische

<sup>15</sup> Die Geschichte dieses Topos in der Antike verfolgt Foegen (2000).

Mundart „ist arm an Wörtern, arm an Bedeutungen der vorhandenen Wörter, arm an Wortfügungen, Beugungen und Verbindungen, einen Begriff nach allen seinen Schattierungen geschickt auszudrücken“ (Adelung 1774, S. X). Und Leonhard Meister konstatierte in seinen „Beyträgen zur Geschichte der teutschen Sprache und National-Litteratur“ (1780): „Aus der Berechnung der Armuth oder des Reichthums an Wörtern, der Einförmigkeit oder der Manigfaltigkeit an Wortfügungen ergibt sich, daß die teutsche Sprache erst seit weniger Zeit anfängt, eine gelehrte, ausgebildete Sprache zu werden.“ (ebd., Bd. II, S. 40). Das Deutsche bedurfte also nach Auffassung aller am sprachreflexiven Diskurs Beteiligten der Bereicherung. Daraus ergab sich für den Sprachkundler eine Verpflichtung, die Johann Peter Miller im „Handbuch zu gemeinnützlicher Bildung und Unterweisung der Jugend in öffentlichen Schulen“ wie folgt formulierte: „Eine gute Grammatik muß uns zu der möglichen Vollkommenheit einer Sprache führen“ (Miller 1773, S. 21). Diese Aufgabe, die sich für Sprachkundler, Literaten und andere Publizisten im 18. Jahrhundert in Bezug auf die deutsche Sprache stellte, wurde neben „Bearbeitung“ mit Bezeichnungen wie „Kultivierung“ (Friedrich II. 1781, S. 10, 46), „Verfeinerung“ (Adelung 1782b, S. 462f; 1785, S. 16), „Ausbildung“ (Friedrich II. 1781, S. 17), „Verbesserung“ (Fulda 1774c, S. 38, Popowitsch 1780, S. \*1) oder gar „Vervollkommnung“ (Afsprung 1781, S. 5) belegt.

Jede dieser Bezeichnungen beschreibt eine absichtliche Tätigkeit, einen steuernden, gerichteten Eingriff in das Gefüge der Sprache, die meisten Bezeichnungen sogar eine bewusste Veränderung zum Guten. Die Formulierung einer Norm des Hochdeutschen sollte also dessen Verbesserung dienen. Wollte man diese Haltung der Teilnehmer am Sprachnormendiskurs in die heute gängige sprachwissenschaftliche Terminologie fassen, so müsste man darauf verweisen, dass für das 18. Jahrhundert Normierung und Standardisierung gleichbedeutend waren mit Sprachausbau und sprachlicher Kultivierung. Vor dem Hintergrund des Ideologems der Interdependenz von Sprache und Cultur bedeutet dies: Die Formulierung einer Norm des Hochdeutschen geschah mit dem Ziel, eine Verbesserung der kulturellen und sittlichen Verhältnisse in Deutschland herbeizuführen. Sprachnormierung stand im Dienst der Perfektibilität.

## **9. Fazit**

Ist Adelung also der Vater einer kulturanalytisch interessierten soziopragmatischen Sprachgeschichte? Steht er gar am Beginn der modernen Sprachwissenschaft? Betrachtet man Adelungs Sprachdenken vor dem Hintergrund der

geschichtsphilosophischen Annahmen, die seine Schriften prägen, so müssen beide Fragen wohl verneint werden. Adelungs Fortschrittsoptimismus und seine Deutung sprachlicher und kultureller Entwicklungen im Modell der Perfektibilität, öffnen eine Kluft zur gegenwärtigen deskriptiven Sprachwissenschaft, die einen produktiven Brückenschlag kaum zulässt. Auch das im Rahmen der Perfektibilitätssemantik formulierte Ziel, mittels Sprachnormierung zu Aufklärung und Verbesserung der Sitten beizutragen, dürften die allerwenigsten Sprachwissenschaftler heute teilen, zumal Adelungs Ambitionen als Aufklärer doch eher bescheiden waren:

Aufklärung des Volkes ist ein anderes Steckenpferd der neuern Zeiten, welches eben so schädlich werden kann, als Überfüllung an Volksmenge. Vermehrte Erkenntniß, vermehret die Begierden; mehr Begierden, als man in seinem Stande bequem befriedigen kann, veranlasset Mißvergnügen mit seinem Schicksale, Drang nach den höhern Classen, Übertretung der Gesetze, Laster und Zügellosigkeit der Sitten. [...] Man gebe einer jeden Classe nur gerade so viel Aufklärung, als sie zu ihrem Stande gebraucht, und lasse ihr in allem übrigen ihre Vorurtheile, weil sie ihr wohlthätig sind. (Adelung 1782b, S. \*13f.)

## 10. Literatur

### 10.1 Quellen – Adelung

Adelung, Johann Christoph (1771): *Unterweisung in den vornehmsten Künsten und Wissenschaften zum Nutzen der niedern Schulen*. Frankfurt a.M./Leipzig.

Adelung, Johann Christoph (1774): *Vorrede*. In: Adelung, Johann Christoph: *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen*. Erster Theil. Leipzig, S. I-XVI.

Adelung, Johann Christoph (1781): *Über die Geschichte der deutschen Sprache, über deutsche Mundarten und deutsche Sprachlehre*. (= Vorabdruck der „Einleitung“ zum Allgemeinen Lehrgebäude 1782). Leipzig.

Adelung, Johann Christoph (1782a): *Beweis der fortschreitenden Cultur des menschlichen Geistes aus der Vergleichung der ältern Sprachen mit den neuern*. In: *Magazin für die Deutsche Sprache*, I/1782. Leipzig, S. 3-28.

Adelung, Johann Christoph (1782b): *Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechts, von dem Verfasser des Begriffs menschlicher Fertigkeiten und Kenntnisse*. Leipzig.

Adelung, Johann Christoph (1785): *Über den deutschen Styl*. Theil 1. Berlin.

Adelung, Johann Christoph (1793): *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*. 2., verm. u. verb. Ausg., Theil 1: A-E. Leipzig.

## 10.2 Quellen – andere

- Afsprung, Johann Michael (1781): Bemerkungen über die Abhandlung von der teutschen Litteratur. Frankfurt a.M.
- Condorcet, Jean Antoine Nicolas de Caritat (1781 [1963]): Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes. [Dt. Übertragung. Hrsg. v. Wilhelm Alff. Frankfurt a.M.].
- Friedrich II. (1781): Über die deutsche Litteratur; die Mängel, die man ihr vorwerfen kann; die Ursache derselben; und die Mittel sie zu verbessern. Übers. v. Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem. In: Strobl, Johann Baptist (Hg.): Über die deutsche Litteratur. König Friedrich, Jerusalem, Tralles. München, S. 1-50. [Zuerst unter dem Titel: De la littérature allemande. Des défauts qu'on peut lui reprocher; quelle en sont les causes; et par quels moyens on peut les corriger. Berlin 1780].
- Fulda, Friedrich Karl (1774a): Einige Bemerkungen zur Kenntniß der teutschen Sprache. In: Litterarische Briefe an das Publikum. Drittes Paquet. Altenburg. S. 74-82.
- Fulda, Friedrich Karl (1774b): Grundriß zu einem Württembergischen Idioticon. In: Gelehrte Ergötzlichkeiten und Nachrichten, 1/1774, S. 195-202.
- Fulda, Friedrich Karl (1774c): Über die beyden Hauptdialecte der Teutschen Sprache. In: Adelung, Johann Christoph: Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Erster Theil. Leipzig, S. 1-61. [Diese Schrift wurde 1771 verfasst und erschien erstmals 1773].
- Fulda, Friedrich Karl (1774d): Untersuchung der schwäbischen Mundart. In: Gelehrte Ergötzlichkeiten und Nachrichten, 1/1774, S. 67-83.
- Fulda, Friedrich Karl (1776): Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter, nach der Reihe menschlicher Begriffe, zum Erweis der Tabelle, die der Preisschrift über die zween Hauptdialekte der deutschen Sprache angefügt worden ist, von dem Verfasser derselben. Hrsg. v. Johann Georg Meusel et al. Halle.
- Fulda, Friderich Carl [sic!] (1778): Grundregeln der Teutschen Sprache. Stuttgart.
- Fulda, Friedrich Karl (1788): Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung. Berlin/Stettin.
- Hartmann, Gottlieb David (1769 u. 1774): Litterarische Briefe an das Publikum. Altenburg.
- Hartmann, Gottlieb David (1774a): Über Fuldas Preisschrift über die beiden Hauptdialecte der teutschen Sprache. In: Litterarische Briefe an das Publikum. Zweytes Paquet. Altenburg, S. 126-152.
- Hartmann, Gottlieb David (1774b): Vier Briefe über die Geschichte der Menschheit. In: Litterarische Briefe an das Publikum. Zweytes Paquet. Altenburg, S. 1-33.

- Hartmann, Gottlieb David (1774c): Vorbericht. [Rezension zu Johann Christoph Adelung: Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart]. In: Litterarische Briefe an das Publikum. Drittes Paquet. Altenburg, S. \*1-\*64.
- Herder, Johann Gottfried (1766 [1985]): Über die neuere deutsche Litteratur. Fragmente. (= Schriften zur Literatur 1). Hrsg. v. Regine Otto. [Ersch. in: Herder, Johann Gottfried (1985): Ausgewählte Werke in Einzelausgaben]. Berlin/Weimar.
- Lenz, Jakob Michael Reinhold (1776 [1987]): Über die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß, Breisgau und den benachbarten Gegenden. In: Flüchtige Aufsätze von J.M.R. Lenz. Hrsg. v. Georg Kayser. Zürich, S. 55-69. [Nachdr. in: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Bd. 2. Leipzig, S. 770-777].
- Meister, Leonhard (1780): Beyträge zur Geschichte der teutschen Sprache und National-Litteratur. 2 Theile. Heydelberg.
- Miller, Johann Peter (1773): Handbuch zu gemeinnützlicher Bildung und Unterweisung der Jugend in öffentlichen Schulen. Ulm.
- Nast, Johannes (1778): Grundsätze zur endlichen Berichtigung der teutschen Rechtschreibung. In: Der teutsche Sprachforscher. 2. Teil, S. 114-220.
- Popowitsch, Johann Siegmund Valentin (1780): Versuch einer Vereinigung der Mundarten von Teutschland als eine Einleitung zu einem vollständigen Teutschen Wörterbuche. Wien.
- Schubart, Christian Friedrich Daniel (1774 u. 1775-1777 [1975]): Deutsche Chronik [ab 1776 unter dem Titel Teutsche Chronik]. Augsburg/Ulm (1775-77). [Faksimiledr. m. e. Nachw. hrsg. v. Hans Krauss. 4 Bde. (= Deutsche Neudrucke. Reihe: Goethezeit). Heidelberg].
- Turgot, Anne Robert Jacques (1750 [1990]): Über die Fortschritte des menschlichen Geistes. [Dt. Ausg. hrsg. v. Johannes Rohbeck u. Lieselotte Steinbrügge. (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 657). Frankfurt a.M.].

### 10.3 Sekundärliteratur

- Eichinger, Ludwig M. (1994): Friedrich Karl Fulda. In: Brekle, Herbert Ernst/Dobnig-Jülch, Edeltraud/Höller, Hans-Joachim (Hg.): Bio-Bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibung ihrer Werke. Bd. 3: F-G. Tübingen, S. 173-192.
- Eichinger, Ludwig M. (1998): Johann Nast. In: Brekle, Herbert Ernst/Dobnig-Jülch, Edeltraud/Höller, Hans-Joachim (Hg.): Bio-Bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibung ihrer Werke. Bd. 6: M-Pa. Tübingen, S. 303-314.

- Fischer-Lichte, Erika (1998): Auf dem Weg zu einer performativen Kultur. In: *Paragrana* 7/1998: 1. Kulturen des Performativen. Hrsg. v. Erika Fischer-Lichte u. Doris Kolesch, S. 13-29.
- Foegen, Thorsten (2000): *Patrii sermonis egestas: Einstellungen lateinischer Autoren zu ihrer Muttersprache. Ein Beitrag zum Sprachbewusstsein in der römischen Antike.* (= Beiträge zur Altertumskunde 150). München/Leipzig.
- Geertz, Clifford (1983): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme.* Frankfurt a.M.
- Henne, Helmut (1968): Das Problem des Meißnischen Deutsch oder 'Was ist Hochdeutsch' im 18. Jahrhundert. In: *Zeitschrift für Mundartforschung* 35, S. 109-129.
- Jellinek, Max Hermann (1913): *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik bis auf Adelung.* 2 Halbbde. (= Germanische Bibliothek 2, 7). Heidelberg.
- Lerchner, Gotthard (1984): Zur sprachgeschichtlichen Bedeutsamkeit der Auseinandersetzung zwischen Wieland und Adelung. In: Bahner, Werner (Hg.): *Sprache und Kulturentwicklung im Blickfeld der deutschen Spätaufklärung. Der Beitrag Johann Christoph Adelungs.* (= Abhandlungen der sächsischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 70, 4). Berlin, S. 109-115.
- Polenz, Peter v. (1986): Altes und Neues zum Streit über das Meißnische Deutsch. In: Schöne, Albrecht (Hg.): *Kontroversen, alte und neue: Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985.* Bd. 4: Sprachnormen: lösbar und unlösbar Probleme. Hrsg. v. Peter v. Polenz, Johannes Erben, Jan Goossens. Tübingen, S. 183-202.
- Polenz, Peter v. (1994): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart.* Bd. 2: 17. und 18. Jahrhundert. Berlin/New York.
- Polenz, Peter v. (2002): *Sprachgeschichte und Gesellschaftsgeschichte von Adelung bis heute.* In: Cherubim, Dieter/Jakob, Karlheinz/Linke, Angelika (Hg.): *Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge.* Berlin/New York, S. 1-25.
- Scharloth, Joachim (2003): Der Deutschfranzose. Zu den mentalitätsgeschichtlichen Bedingungen der Sprachnormierungsdebatte zwischen 1766 und 1785. In: Androutopoulos, Jannis/Ziegler, Evelyn (Hg.): *Standardfragen. Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation.* Festgabe zum 60. Geburtstag von Klaus Jochem Mattheier. (= Variolinguia 15). Frankfurt a.M./Berlin/Bern/Brüssel/New York/Oxford/Wien, S. 27-49.
- Scharloth, Joachim (2005a): Deutsche Sprache, deutsche Sitten. Die Sprachkonzeption von J.M.R. Lenz im Kontext der Sprachnormen-debatte des 18. Jahrhunderts. In: *Lenz-Jahrbuch. Sturm und Drang Studien.* Bd. 12, 2002/03, S. 89-118.
- Scharloth, Joachim (2005b): Pragmatische Geschichte(n). Theorie der Sprachgeschichte und Erzählstrategien bei Adelung und dem soziopragmatischen Paradigma. In: *Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft* 15/2005, S. 31-52.

- Scharloth, Joachim (2005c): Sprachnormen und Mentalitäten. Sprachbewusstseinsgeschichte in Deutschland im Zeitraum von 1766 und 1785. (= Reihe Germanistische Linguistik 255). Tübingen.
- Scharloth, Joachim (2005d): The revolutionary argumentative pattern in puristic discourse: The Swabian dialect in the debate about the standardization of German in the 18th century. In: Langer, Nils/Davies, Winifred (Hg.): Linguistic purism in the Germanic languages. Berlin/New York, S. 86-96.
- Schmid, Hans Ulrich (2006): Johann Christoph Adelung. Zum 200. Todestag am 10. September 2006. Internet: [www.uni-leipzig.de/campus2009/jubilaeen/2006/adelung.html](http://www.uni-leipzig.de/campus2009/jubilaeen/2006/adelung.html) (Stand: April 2008).
- Sonderegger, Stefan (1998): Ansätze zu einer deutschen Sprachgeschichtsschreibung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, 1. Teilbd. 2. völlig neu bearb. Aufl. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 2,1). Berlin/New York, S. 417-442.